

Asklepios in Babel

Isabel Zwysig

M.A., koordinierende Redaktorin



«Zwischen dem, was ich denke, was ich sagen will, was ich zu sagen meine und was ich sage und dem, was Sie hören wollen, was Sie hören und was Sie verstehen, gibt es mindestens zehn Möglichkeiten, dass wir uns missverstehen. Lassen Sie es uns trotzdem versuchen.»

Der Ausspruch des französischen Schriftstellers Bernard Werber legt einen Gedanken nahe: Wer mit anderen redet und sicher sein möchte, dass seine Botschaft angekommen ist, handelt so verwegen wie der sagenhafte Ödipus aus der griechischen Mythologie, der sich dem scheinbar unüberwindbaren Rätsel der Sphinx nicht nur stellte, sondern es auch noch korrekt auflöste. «Der Mensch», lautet nämlich die Antwort auf die kryptische Frage, welches Wesen hier gesucht sei: «Es ist am Morgen vierfüssig, am Mittag zweifüssig, am Abend dreifüssig. Von allen Geschöpfen wechselt es allein mit der Zahl seiner Füsse, aber eben wenn es die meisten Füsse bewegt, sind Kraft und Schnelligkeit seiner Glieder am geringsten.» Eines scheint klar geworden zu sein: Menschen sind unberechenbar – nicht nur in ihrer körperlichen Entwicklung über verschiedene Lebensphasen hinweg. Sie sind es genauso in ihrer – bisweilen vieldeutigen – Ausdrucksweise. Dies ist eine Tatsache, der Ärztinnen und Ärzte in ihrer Arbeit mit Patienten immer wieder Beachtung schenken müssen. Mehr denn je, seit ein partizipatives Modell der Arzt-Patienten-Beziehung stark an Bedeutung gewonnen hat. Wer in die Sprechstunde kommt, möchte gemeinsam mit seinem betreuenden Mediziner entscheiden, welche Therapie für das vorliegende Krankheitsbild die beste Wahl ist [1]. Eine solche Situation, in der Experte und Laie partnerschaftlich einen Konsens finden wollen, erfordert feines Gespür für die Bedürfnisse des Patienten sowie die Empfehlungen und Einschätzungen des Arztes. Und dann ist da noch Dr. Google. Er wird von besorgten, neugierigen oder hypochondrischen Geplagten immer und überall auf Symptome, Verläufe und Behandlungsmöglichkeiten hin befragt. Wie ein Phantom schweben seine Diagnosen und Ratschläge über der Konsultation und stören manchmal den Austausch zwischen Patient und Arzt. Besonders mühsam dürfte es dann werden, wenn Ratsuchende glauben, sie hätten sich dank des

immensen Fundus an Informationen, die ihnen Dr. Google darbietet, über Nacht zu einem Ebenbild des Asklepios gewandelt. Dr. Google, das Gesundheits-Orakel der heutigen Zeit? Glücklicherweise nicht. Informationen können nämlich nur dann verstanden und genutzt werden, wenn sie richtig gedeutet und dem Wissensstand des Gegenübers entsprechend vermittelt werden. Diese Filter- und Übersetzungsfunktion erfüllt niemand besser als der Arzt. Damit die Kommunikation zwischen ihm und seinem Gesprächspartner gelingt, ist es wichtig, dass beide einander aktiv zuhören. Dies bedeutet, dem andern eine Rückmeldung zu geben, wie seine Mitteilung «angekommen» ist und die eigene Wahrnehmung überprüfen zu lassen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich die meisten Patienten einen einfühlsamen Arzt wünschen, der über ein breites Fachwissen und Kommunikationskompetenz verfügt [2]. Weil dies für den Aufbau eines vertrauensvollen Verhältnisses so grundlegend ist, lernen Ärzte in Kommunikationstrainings mit Schauspiel-Patienten Zuhören und konstruktives Feedback geben [3]. Wie aber erklärt man der hochbetagten Dame, die über starke Müdigkeit klagt und wiederholt mitten in der Nacht aufsteht, weil sie glaubt, es sei Zeit fürs Frühstück, was mit ihr los ist? Oder wie bringt man einem jungen Sportler schonend bei, dass er aufgrund seiner Verletzungen bleibende Schäden davontragen wird? Das Wissen über einen wertschätzenden, professionellen Umgang mit unterschiedlichsten Patienten können Ärzte sich wohl auch aus dem besten Kommunikations-Lehrbuch nicht aneignen. Es bildet sich heran, indem Ärzte und Patienten ganz im Sinne von Bernard Werber einfach wagen, miteinander ins Gespräch zu kommen – auch auf die Gefahr hin, mit der einen oder anderen enigmatisch anmutenden, gar brisanten Aussage konfrontiert zu werden. Menschen sind nicht durchschaubar. Aber sie verzeihen gerne. Vorausgesetzt, sie sind morgens nicht mit dem falschen Fuss aufgestanden. Man erinnere sich an das Rätsel der Sphinx: Bei bis zu vier verschiedenen Füssen in den menschlichen Lebensabschnitten kann dies theoretisch durchaus passieren. Wie sich Asklepios wohl gefühlt hätte, wenn er nach Babel gekommen wäre?

Literatur

- 1 Gerber M, Kraft E, Bossard C. Shared Decision Making – Arzt und Patient entscheiden gemeinsam. Schweiz Ärztezeitung. 2014; 95(50):1883–9.
- 2 Dengler-Voss C, Voss R. Patientennutzen und -wünsche verstehen. Schweiz Ärztezeitung. 2014; 95(46):1747.
- 3 Diviani-Preiswerk S. Wie sag ich's meinen Patienten? Schweiz Ärztezeitung. 2014; 95(15):616–8.

izwysig[at]emh.ch